

Die Näherin

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 23

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747925>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Näherin.



in Leben lang hatte sie sich gesehnt nach Freiheit. Nun war sie frei. Nach Jahren der Knechtschaft, nach Jahren eingeengter, bedrückter Sklavenarbeit endlich frei!

Wie sie danach verlangt — und wie sie es verdient hatte — frei zu sein!

Weit zurück geht der Weg, der zu ihrer Kindheit führt, jener mühseligen, hungernden Kindheit der Armen.

Ein elendes Stübchen, eine schwächliche Mutter, die vom ersten Sonnenstrahl bis zur dunkelsten Nacht saß und nähte. Die vierjährige Anna kannte keine Spielzeit mehr. Sie mußte im Haus schaffen, was ihre keimenden Kräfte leisten konnten, manchmal noch etwas mehr. Sie mußte bei der Nachbarin auf das einjährige Kleine achtgeben und erhielt dafür Eier, Milch und Brot, etwas weniger als sie brauchte, um satt zu werden. Mit sechs Jahren kam sie in die Schule, aber ihre sonstigen Pflichten verringerten sich deshalb nicht. Sie mußte eben sehen, wie sie sich's einrichtete.

Das ging so fort — acht Jahre lang. Und wenn die andern Kinder Samstag mittags oder auch sonst in der Woche bei großer Hitze oder an Erntetagen jubelnd die Schultaschen einpackten: „Hurrah, heut haben wir frei,“ dann sah sie ihnen scheu verwundert nach: für sie gab es keine Freiheit.

Zuerst ertrug sie ihr Los, ohne darüber nachzudenken, sie kannte ja nichts anderes. Aber allmählich nistete sich neben die gedankenlose Stumpfheit eine leise, ungeduldige Erwartung, eine matte Sehnsucht: „Ich möchte auch frei sein — nur einmal eine Woche, einen Tag, eine Stunde —“ Aber der schwere Tritt der Not stapfte unaufhaltsam weiter und zertrat alles, was nicht zur Erfüllung härtester Tagespflicht gehörte.

Als die Schule sie entließ, begann die Lehrzeit bei der Mutter. Nähen vom grauenden Morgen bis zum sinkenden Abend, Nähen an Werk- und Sonntagen, Nähen bei leuchtender Sonne und Blütenbäumen, Nähen beim Rauschen des reifenden Kornes, Nähen beim Kelttern des Weines, Nähen bei wilden Regentürmen und hellen Schneetagen, Nähen mit brennenden Augen und schmerzendem Rücken, mit drängender Unrast im Blut und klopfendem Herzen — Nähen — immer Nähen.

Die Jahre vergingen, die Blüte ihres Leibes erschloß sich, und der Tag kam, da ein dunkles Augenpaar strahlend in die ihren schaute, eine warme Stimme zärtliche Worte sprach von einem Leben zu Zweien.

„Mach' dich frei und komm mit mir,“ drängte der Mann.

„Meine Mutter — ich kann nicht,“ klagte das Mädchen.

Er wartete geduldig, so geduldig wie eben Männer warten. Dann

ging er. Sie schaute ihm nach mit Augen, die die Verzweiflung geöffnet hatte, und sie streckte die Hände zum Himmel, halb flehend, halb drohend: „Mach' mich frei, du, ich will frei sein!“

Mit grauen Schleiern senkte sich allmählich Vergessenheit in ihre Seele. Sie nähte ohne Unterlaß und wenn sie, müde von der öden Arbeit, einmal aufschaute, lachende Kinder und frohe Menschen an ihrem Fenster vorüberziehen sah, dann seufzte sie zwar, aber ihr Sehnen hatte keine wollende Kraft mehr: „Ach wäre ich auch mal frei.“

Als sie ein altes Mädchen war, starb ihre Mutter. Nun konnte sie über ihr Leben verfügen, das keiner mehr für sich allein verlangte. Einsam saß sie in ihrem Zimmerchen und nähte. Auch jetzt war sie noch nicht frei. Die Krankheit der Mutter hatte viel Geld gekostet. Nun mußte das wieder eingebracht werden, damit dereinst auch für Annas letzte Krankheit und ihr Grab gesorgt war. Sie hatte es längst aufgegeben, für ein Lebensglück zu arbeiten, sie sorgte nur noch um den Frieden einer ruhigen Todesstunde.

Und diese Stunde kam, unerwartet, wie das Ende immer kommt. Sie war nicht lange krank, und sie hatte nicht viel zu leiden. Ihr schwacher Körper setzte der Zerstörung keinen Widerstand entgegen.

Still, mit einem matten Wohlgefühl, lag sie in ihrem harten Kissen im Dämmerzustand zwischen Wachen und Schlaf. Und ihr Geist glitt die Bahn zurück zum Anfang ihres Lebens. Sie hörte wieder das Lärmen der Kinder auf dem Schulhof, während sie in einer Ecke stand und noch rasch lernte, was sie zu Hause nicht hatte bewältigen können. Sie lächelte zufrieden — gottlob, nun brauchte sie nicht mehr vor einem Lehrer zu zittern — mußte nichts mehr lernen und — o Glück, auch nie mehr nähen. Bald wurde sie ja frei! Und dann — in einer andern Welt kam das Schöne, die Vergeltung, der Lohn für ihren demütigen, treuen Fleiß.

Das glaubte sie fest. Denn sonst — sonst gäbe es ja keine Gerechtigkeit auf der Welt, und — eine Gerechtigkeit mußte es doch geben. Bei diesem Gedanken des schlichten Glaubens einer Kind gebliebenen Seele zog Freude in ihr müdes Herz, eine geräuschlose Freude, die nicht viel Wesens machte, aber die sie doch empfand wie milde Frühlingssonne. Und sie vergab dem Leben, was es an ihr gesündigt hatte um dieser letzten, glücklichen Stunde willen.

Zufrieden schlief sie ein, gläubige Erwartung in den alten verkümmerten Zügen.

Der Tod brachte ihr, was das Leben unbarmherzig versagt hatte — er löste ihre arme kleine Seele aus dem elenden Körper und vermählte sie dem unendlichen Nichts, an das wir alle das gleiche Recht haben. Der Tod ist gerecht —

Nun war sie frei!

Irma Goeringer.